

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 2.

Posen, Den 25. Juni 1927.

Nr. 2.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

1. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Da slutete das Mitleid in dem Mann auf mit der Frau, die dem Kind keinen größeren Dienst glaubte tun zu können, als daß sie es aus dem Hause tat. Und mit dem Kind hatte er Mitleid, das da im Schwanderhof unrettbar dem Verderben entgegenwuchs, so daß er sagte: „In Gottes Namen, laßt es uns da, wir wollen sehen, was wir aus ihm machen können.“

„Bergelt's Gott tausendmal,“ sagte das Weib tief aufatmend. Die Schwester aber hatte nun, da die Sache durch des Bruders ruhiges Wort entschieden war, hundert Bedenken und schob von Anfang an ihm die ganze Verantwortung zu. Die Schwanderin aber hielt sich fest an das gegebene Wort, und wohl oder übel mußte die Jungfer in der Kammer neben der Stube ein Bett herrichten, in das man das todmüde Kind bettete, fast ohne daß es erwachte.

Die Frau ging dann bald. Sie wollte im Gasthaus übernachten und früh mit Tagesgrauen wieder talwärts wandern. Auch dachte es sie am besten, so den Abschied von dem Kinde zu umgehen.

Als sie daher beim anbrechenden Morgen des nächsten Tages sich auf den Heimweg machte, schlief das Kind noch fest und ahnte nicht, daß es über Nacht verpflanzt war in ein anderes Erdreich und in eine andere Luft.

2.

So kam die jüngste Schwandertochter ins Schulhaus zu Hergatingen auf den Schwarzwald. Und von diesem Tage an zählte ihr waches Leben. Was vorher gewesen war, versank ganz langsam in einen dunklen Abgrund, aus dem erst noch einige Gesichter herausschimmerten, bis auch sie nach und nach verblaßten und schließlich ganz verschwanden.

Hier im Schulhaus zu Hergatingen war jetzt ihre Welt. Hier war der Tag und seine Forderungen. Hier war die Feindin, die Gotte, die einen zu ungeliebten Arbeiten anhielt, weil sie es nicht leiden konnte, wenn man müßig ging. Viele Stunden mußte man neben ihr sitzen und striden lernen, bis einem die Finger krampfzig wurden. Die Gotte saß dabei an ihrem Tisch und nähte, und von Zeit zu Zeit biß sie mit den Zähnen einen Faden durch. Wenn sie ihre Arbeit zusammenpackte, tat sie selbige in einen Beutel mit beinernen Ringen, durch die eine Schnur lief. Jedesmal, wenn sie den Beutel zuzog, sah es aus, als ob sie einem armen Sünder den Hals zudrosselte. Es war nicht leicht mit der Gotte. Dann war hier auch die Schule mit ihren hundert Teufeln, die einen nicht in Ruhe ließen, weil sie schon viel gescheiter waren und ein halbes Jahr länger t und o machen konnten als das Margrittl aus dem Schwanderhof. Da war Mulle, die schwarze Kage, von der der Lehrer behauptete, daß sie schreiben könne, damit es, das Margrittl, sich auch anstrenge, diese Kunst zu erlernen. Und

da war schließlich er, der Lehrer selbst; ganz fern, ganz wie durch einen Wolkenschleier sah man ihn, fast wie den lieben Gott.

In den ersten Wochen ihrer Hergatinger Zeit hatte Margrit immer so einen wunderlichen Druck im Hals, wie wenn eins weinen müßt' und nicht kann. Sie rebete nur, wenn sie gefragt wurde, und die Gotte fragte nicht viel, sie gab einem nur kurze, trockene Anweisungen. Mit den Schulkameraden wollte es gar nicht gehen. Margrit fürchtete und haßte die reichen Bauernkinder, die sie ausspotteten, weil sie noch nichts konnte und weil sie rotes Haar hatte. Hauptsächlich dies schien ein böser Makel zu sein, und Margrit betete alle Abend zum Hergott, daß er ihr Haar schwarz mache wie das der anderen Kinder. Denn es war gar nicht zu sagen, was sie alles aussahnen, um einen zu kränken. Entweder sie riefen: „Rottkopf, Rottkopf!“ wo man sich nur blicken ließ, oder sie schrien: „Feurio! Es brennt!“ wenn Margrit in die Klasse trat. Einmal drückte ihr von hinten einer von den großen Buben aus der siebten Klasse den Tafelschwamm über dem Kopf aus, um zu löschen, wie er unter dem Jubel der andern erklärte. Margrit sprang ihm ins Gesicht wie eine wilde Kage. Er schüttelte sie von sich ab und schleuderte sie auf den Boden, wo sie halb betäubt einen Augenblick liegen blieb. Aber über des Buben Wange lief eine lange Kratzwunde, von der das Blut träufelte. „Sie ist eine Böse,“ hieß es alsbald, „man muß sie gehen lassen. So Rote sind immer boshaft.“ Von da an ließ man sie in Ruhe. Aber niemand mochte Gemeinschaft mit dem wilden Kind haben, es blieb verachtet und gemieden wie ein fremdes Huhn im Hühnerhof.

Margrit suchte sich aus den Sachen, welche die Mutter für sie heraufgebracht hatte, ein blau gewürfeltes Tuch hervor, das faltete sie dreieckig zusammen und band es um ihren Kopf. Jedes Härlein, jeden rotgoldenen Lockenringel versteckte sie darunter. Der Lehrer sah sie erstaunt an, als er die wunderliche Maskerade erblickte. Doch verbot er's ihr nicht, und auch die Jungfer Lena ließ das Kind gewähren.

Die Gotte hatte ein schwarzgebundenes Gesangbuch mit einem goldenen Kreuz darauf und einem goldenen Spruch darüber. Wenn sie am Sonntag ihr schwarzes Gewand anlegte und ihr Konfirmationskreuz umtat, sah sie genau so aus wie das Gesangbuch. Goldene Sprüche hatte sie zwar nicht auf den Leib gedruckt, aber sie flossen ihr schockweise von den Lippen, und das war noch ärger. Alle Sonntag, wenn sie sich in ihre schwarze Pracht gewandet hatte, nahm sie das Margrittl mit in die Beststunde, die im Hause eines frommen Bauern abgehalten wurde. Die Gotte spielte dort das Harmonium, man sang viele Lieder mit unendlich vielen Versen. Danach wurde eine sehr lange Predigt vorgelesen, und man durfte nicht dabei einschlafen, sonst bekam man einen Puff. Es war aber so dumpf und heiß in der Stube, daß man sich des Schlafes kaum erwehren konnte. In der Verzweiflung zählte man alles, was in der Stube war, die Leut', die Ofenfacheln, die eingeschlossenen Fliegen, die am Fenster auf und ab summten und um jeden Preis hinaus wollten.

Vielleicht langweilten sich die Ständler selber manchmal ein wenig. Aber sie hatten doch den Trost, daß es zur Ehre Gottes geschah und dem Herrn ein wohlgefälliges Ding sei. Das eingesperrte Margritli aber nährte nur einen lästerlichen Zorn auf alle die frommen Leute in seiner Seele, und nachdem man ihr also vier schöne, goldene Sommersonntage gestohlen hatte, war sie am fünften spurlos verschwunden, und die Jungfer Firnwaldler mußte ohne ihren Trabanten, der ihr doch so ein eigenes Ansehen gab, in die Bettstunde gehen.

Derweil lag das Maidle weit draußen auf einer Wiese unter einer Linde. Im Gras um sie herum geigten die Grillen, und auf den Halden weideten die Ziegen. In der Luft zog ein Raubvogel seine Kreise, schraubte sich immer höher hinauf und verschwand zuletzt hinter einer weißen Wolke, die wie ein stilles, silbernes Schiff am Himmel hinglitt.

Auf einmal sagte eine Stimme: „Also hier bist du? Und ich denk', du bist bei deiner Gotte in der Bettstund'?"

Es war der Lehrer. Und Margrit erschrak zu Tode, denn jetzt würde er sie wohl in die Bettstunde schicken. Er setzte sich aber neben sie in das Gras und fragte: „Durchgebrannt?“ und ein halbes Lächeln machte dem Kinde Mut, so daß es lachend mit dem Kopfe nickte.

„Warum?“

„Ich weiß nun alles in der Stund'.“

„Sag's.“

„Es sind zwanzig Scheiben in den Fenstern, und eine hat einen Sprung. Am Ofen sind fünfzig Kacheln. Auf dem Schrank liegen vier Kürbis, und ein Rosenkranz ist auf der Tür gemalt, der hat sieben Röslein. Der Battlot hat zwölf goldene Knöpfe an seiner roten Weste und —“

Josias Firnhaldler warf den Kopf in den Nacken und lachte. Er konnte lachen wie ein Knabe, man hätte es nicht für möglich gehalten. Dann aber fragte er: „Und ist das alles, was man in der Stund' treibt?“

„Man singt auch.“

„Schau, das ist doch etwas Schönes, wenigstens.“

„Ach nein, es sind keine guten Lieder.“

„Warum nit? Sind doch fromme Gesänge!“

„Das schön; aber sie können nit fliegen. Sie kriechen alle am Boden und sind klebrig von Tönen.“

Er betrachtete sie verwundert. „So, klebrig von Tönen? Das gibt es, da hast du recht. Es gefällt dir also nicht dort?“

Das Margritli schwieg und stupfte mit einem Stöckchen im Boden. Der Firnhaldler dachte: „Sie ist ein Wunderliches und nicht wie die andern.“ Und dann fragte er sie, warum sie das blaufarierte Tüchlein trage. Und weil sie nun schon im Reden war, erzählte sie von ihrer Not in der Schule und ihren roten Haaren, die sie nun mit dem Tüchlein zubinde.

„Also darum,“ sagte er. „So tu es nur herunter. Ich spotte nicht über dein Haar. Und es ist auch zu warm.“

Sie gehorchte ihm schweigend, das goldene Geringel quoll unter der Hülle hervor und glitzte in der Sonne.

„Du bist schön dumm, wenn du dich darum kümmerst, ob die spotten. Man muß die Menschen nicht fürchten. Sie machen's wie die Hunde. Wenn sie merken, daß einen das Geklaff verdriest, treiben sie es immer ärger. Ruhig seiner Wege gehen und nicht rechts und links schauen, dann hören sie am ehesten auf.“

„Die hören nie auf. Sie spotten auch über Euch.“

„Nennen mich den Pflanzennarren, gelt? Laß sie! Ihnen macht es Vergnügen, und mir tut es nicht weh; aber das mit den Sonntagen wollen wir anders einrichten. Kannst mit mir gehen, wenn du magst.“

Da leuchteten die schwarzen Augen des Mädchens auf wie ein Brand, und sie stieß einen Tuschler aus, der schwang sich übers Tal und halte vom Wald zurück. Des Firnhalders Seele aber rührte zum erstenmal ein leises Erschrecken. Fast streng sagte er: „Kind, Kind! Nicht so maßlos sein!“

Eines Tages kam Margrits Schwester Judith, ein vierzehnjähriges dreistes Ding, die brachte Winterkleider und ein Mäntelchen für das Kind herauf, denn der Winter war gar hart hier oben auf dem Wald. Außer den Kleidern aber brachte sie wieder eine beträchtliche Zubuße für die Küche und erfreute damit das dürre Herz der Gotte. Judiths glühende Augen fuhren überall herum in der Küche, im Zimmer und Garten. Nichts schien ihren spähenden Blicken zu entgehen.

Als sie andern Tags fortging und Margrit sie ein Stück Wegs geleitete, fragte sie: „Nun, wie gefällt dir's da oben?“

„Gut, soweit.“

„Hör, ich will dir etwas sagen. Der Gotte bist du zu viel. Sie hätte gern den Sped und die Eier, aber ohne dich als Dreingab'. Halt dich an den Better, der ist ein guter Mann. Ich könnt's nit aushalten da, aber für dich wird's schon das beste so sein. Rehr jetzt um, ich fahr' mit dem Mehgerheiner von Basel, der gerade hier ist und mich aufsitzen läßt. Also, schied dich!“

Sie gab dem Schwesterlein einen leichten Schlag auf die Schulter und schwang sich auf das Gefährt, das vorm Gasthaus stand und ihrer wartete. Der Gesell auf dem Wagen grinste mit seinen schabhaften Zähnen, schlug mit der Peitsche auf die Gänle und fuhr mit ihr davon.

Das Margritli stand noch eine Weile und sah dem Wagen nachdenklich nach. Und dann lehrte es um und ging seinem Heim entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Erlebnis.

Von Hermann Hesse.

Damals war ich achtehnjährig und am Ende meiner Lehrzeit in der Maschinenschlosserei. Seit kurzem hatte ich eingesehen, daß ich es in diesem Fache doch nicht so weit bringen würde, und war entschlossen, wieder einmal umzulatteln. Bis sich eine Gelegenheit böte, dies meinem Vater zu eröffnen, blieb ich noch im Betrieb und tat die Arbeit halb verdrossen, halb fehdlich wie einer, der eigentlich schon gekündigt hat und alle Landstraßen auf sich warten weiß.

Wir hatten damals einen Volontär in der Werkstat, dessen hervorragende Eigenschaft darin bestand, daß er mit einer reichen Dame im Nachbarstädtchen verwardt war. Diese Dame, eine junge Fabrikantenwitwe, wohnte in einer kleinen Villa, hatte einen eleganten Wagen und ein Reitspied und galt für hochmütig und exzentrisch, weil sie nicht an den Kaffeetränzchen teilnahm und statt dessen ritt, angelte, Tulpen züchtete und Bernhardinerhunde hielt. Man sprach von ihr mit Neid und Erbitterung, namentlich seitdem man erfahren hatte, daß sie in Stuttgart und München, wohin sie häufig reiste, sehr gesellig sein konnte. Dieses Wunder war, wie ihr Better oder Neffe bei uns volontierte, schon dreimal in der Werkstat gewesen, hatte ihren Verwandten gegrußt und sich unsere Maschinen zeigen lassen. Es hatte jedesmal prächtig ausgesehen und großen Eindruck auf mich gemacht, wenn die schöne Frau in feiner Toilette, mit neugierigen Augen und drolligen Fragen durch den ruhigen Raum gegangen war, eine große, hellblonde Dame mit einem Gesicht, so frisch und naiv, wie ein junges Mädchen. Wir standen in unseren öbligen Schlosserblusen und mit unseren schwarzen Händen und Gesichtern da und hatten das Gefühl, eine Prinzessin habe uns besucht. Mit unseren Ansichten stimmte das nicht recht überein, was wir auch nachher jedesmal einsahen.

Da kommt eines Tages der Volontär in der Vesperpause auf mich zu und sagt: „Willst du am Sonntag mit zu meiner Tante kommen? Sie hat uns eingeladen, mich und dich.“

„Eingeladen? Mach keine dummen Witze mit mir, sonst steck' ich dir die Nase in den Vöschtrug.“

Aber es war ernst. Sie hatte mich eingeladen, ausgerechnet mich, auf den Sonntagabend. Mit dem Zehnhrzug konnten wir heimkehren, und wenn wir länger bleiben wollten, würde sie uns vielleicht den Wagen mitgeben.

Mit der Besitzerin eines Luxuswagens, der Herrin eines Dieners, zweier Mägde, eines Kutschers und eines Gärtners Verkehr zu haben, war nach meiner damaligen Weltanschauung einfach eiserlos. Aber das fiel mir erst ein, als ich schon längst mit Eifer zugesagt und mich erkundigt hatte, ob mein gelbter Sonntagsanzug noch gut genug für einen solchen Anlaß sei.

Bis zum Sonnabend lief ich in einer heillofen Aufregung und Vorkreude herum. Dann kam die Angst über mich, und wenn ich bisher je und je Mißtrauen gehegt hatte, mein Kamerad halte mich vielleicht doch zum besten und die rätselhafte Einladung sei ein übler Scherz, so begann ich beinahe zu hoffen, es möge so sein und der Sonntag mit so harmlos verlaufen wie jeder vorige. Was sollte ich zu der Dame sagen, wie mich be-

nehmen, wie mit ihr umgehen? Mein Anzug, auf den ich bisher ziemlich stolz war, hatte auf einmal so viel Falten und Fleden, und meine Stehstrümpfe hatten alle Franzen am Rand. Außerdem war mein Hut alt und schäbig, und alles das konnte durch meine drei Glanzstücke — ein Paar nadelspitzer Halbschuhe, eine leuchtende halbseidene Krawatte und einen Zwicker mit Nickelrändern — nicht aufgewogen werden.

Am Sonntag ging ich mit dem Volontär zu Fuß nach Meßbeuren hinüber, krank vor Aufregung und Verlegenheit. Die Villa ward sichtbar, wir standen an einem Gitter vor ausländischen, bläulichen Kiefern und Zypressen, Hundegebell vermischte sich mit dem Ton der Torglocke. Ein Diener ließ uns ein, sprach kein Wort und behandelte uns geringschuldig, kaum daß er geruhte, mich vor den großen Bernhardinern zu schüzen, die mir an die Hosen wollten. Mängstlich sah ich meine Hände an, die seit Monaten nicht so peinlich sauber gewesen waren. Ich hatte sie am Abend vorher eine halbe Stunde lang mit Petroleum und mit Schmirlelseife gewaschen.

In einem einfachen, hellblauen Sommerkleid empfing uns die Dame im Salon. Sie gab uns beiden die Hand und hieß uns Platz nehmen, das Abendessen sei gleich bereit.

„Sind Sie kurzfristig?“ fragte sie mich.

„Ein Klein wenig.“

„Der Zwicker steht Ihnen gar nicht, wissen Sie.“

Ich nahm ihn ab, steckte ihn ein und machte ein troziges Gesicht.

„Und Sozi sind Sie auch?“ fragte sie weiter.

„Sie meinen Sozialdemokrat? Ja, gewiß.“

„Warum eigentlich?“

„Aus Ueberzeugung.“

„Ach so! Aber die Krawatte ist wirklich nett. Na, wir wollen essen. Ihr habt doch Hunger mitgebracht?“

Im Nebenzimmer waren drei Gedecke aufgelegt. Mit Ausnahme von dreierlei Gläser gab es wider mein Erwarten nichts, was mich in Verlegenheit bringen konnte. Eine Hirnsuppe, ein Rendenbraten, Gemüse, Salat und Kuchen, das waren lauter Dinge, die ich zu essen verstand, ohne mich zu blamieren, und nur das Geflügel machte mir ein wenig zu schaffen. Die Weine schenkte die Hausfrau selber ein. Während der Mahlzeit sprach sie fast nur mit dem Volontär, und da die guten Speisen samt dem Weine mir angenehm zu tun gaben, wurde mir bald wohl und leidlich sicher zumute.

Nach dem Essen wurden uns die Weingläser in den Salon gebracht, und als mir eine feine Zigarre geboten und zu meinem Erstaunen an einer rot und goldenen Kerze angezündet war, stieg mein Wohlsein bis zur Behaglichkeit. Nun wagte ich auch, die Dame anzusehen, und sie war so fein und schön, daß ich mich mit Stolz in die seligen Gesilde der noblen Welt versetzt fühlte, von der ich aus einigen Romanen und Feuilletons eine sehnsüchtig vage Vorstellung gewonnen hatte.

Wir kamen in ein recht lebhaftes Gespräch, und ich wurde so kühn, daß ich über Madames vorige Bemerkungen, die Sozialdemokratie und die rote Krawatte betreffend, zu scherzen wagte.

„Sie haben ganz recht!“ lächelte sie. „Bleiben Sie nur bei Ihrer Ueberzeugung. Aber die Krawatte sollten Sie doch weniger schief binden. Oder ist das auch ein Glaubensartikel? Kommen Sie, ich helfe Ihnen. Sehen Sie, so...“

Sie stand vor mir und bückte sich über mich, sagte meine Krawatte mit beiden Händen und rückte an ihr herum. Und dabei fühlte ich plötzlich mit heftigem Erschrecken, wie sie zwei Finger durch meine Hemdspalte schob und mir leise die Brust betastete. Und als ich emsig aufblinzelte, drückte sie nochmals mit den beiden Fingern und sah mir dabei starr in die Augen.

„Oh, Donnerwetter.“ dachte ich und bekam Herzklopfen, während sie zurücktrat und so tat, als betrachte sie meine Krawatte. Statt dessen sah sie mich wieder an, ernst und voll, und nickte langsam und ein paarmal mit dem Kopfe.

„Du könntest droben im Wohnzimmer den Spieltasten holen.“ sagte sie zu ihrem Knecht, der in einer Zeitschrift blätterte.

„Ja, sei so gut.“

Er ging hinaus und sie kam auf mich zu, langsam, mit großen Augen.

„Ach du.“ sagte sie leise und weich, „Du bist lieb.“

Dabei näherte sie mir ihr Gesicht, und unsere Rippen kamen zusammen, lautlos und brennend, und wieder, und noch einmal. Ich umschlang sie und drückte sie an mich, die große, schöne Dame, so stark, daß es ihr weh tun mußte. Aber sie suchte nur nochmals meinen Mund, und während sie küßte, wurden ihre halbgeschlossenen Augen feucht und mädchenhaft schimmernd.

Der Volontär kam mit den Spielen zurück; wir setzten uns und würfelten alle drei um Bralines. Sie sprach wieder lebhaft und scherzte bei jedem Wurf; aber ich brachte kein Wort heraus und hatte Mühe mit dem Atmen. Manchmal kam unter dem Tisch ihre Hand und spielte mit meiner oder lag auf meinem Knie.

Gegen zehn Uhr erklärte der Volontär, es sei Zeit für uns, zu gehen.

„Wollen Sie auch schon fort?“ fragte sie mich und sah mich an. Ich hatte keine Erfahrung in Liebesgeschichten und sagte stotternd, ja, es sei nun wohl Zeit, und stand auf.

„Na denn.“ rief sie und der Volontär brach auf. Ich folgte ihm zur Türe, aber eben, als er über der Schwelle war, riß sie mich am Arm zurück und zog mich noch einmal an sich. Und im

Hinausgehen flüsterte sie mir zu: „Sei glücklich, du, sei glücklich.“

Auch das verstand ich nicht.

Wir nahmen Abschied und rannten auf die Station. Wir nahmen Billette und der Volontär stieg ein. Aber ich konnte jetzt keine Gesellschaft brauchen. Ich stieg nur auf die erste Stufe der Wagentreppe, und als der Zugführer pffiff, sprang ich wieder ab und blieb zurück. Es war schon finstere Nacht.

Betäubt und traurig lief ich die lange Landstraße heim, an ihrem Garten und dem Gitter vorbei wie ein Dieb. Eine vornehme Dame hatte mich lieb! Zauberlande taten sich vor mir auf, und als ich zufällig in meiner Tasche den Nickelzwicker wieder fand, warf ich ihn in den Straßengraben.

Am nächsten Sonntag war der Volontär wieder eingeladen zum Mittagessen, ich aber nicht. Und sie kam auch nicht mehr in die Werkstatt.

Ein Vierteljahr lang ging ich noch oft nach Meßbeuren hinüber, Sonntags oder spät abends, und horchte am Gitter und ging um den Garten herum, hörte die Bernhardiner bellen und den Wind durch die ausländischen Bäume gehen, sah Licht in den Zimmern und dachte: „Vielleicht sieht sie mich einmal, sie hat mich so lieb.“ Einmal hörte ich im Hause Klaviermusik, weich und schwärmerisch wiegend, und lag an der Mauer und weinte.

Aber nie mehr hat der Diener mich hinauf geführt und vor den Hunden beschützt, und nie mehr hat ihre Hand die meine und ihr Mund den meinen berührt. Nur im Traum geschah mir das noch einigemal, im Traum. Und im Herbst gab ich die Schlosserei auf und legte die blaue Bluse für immer ab und fuhr weit fort in eine andere Stadt.

Anna Marie Gätcke:

Heimat.

Heimat, du schöne,
Immer hab' ich dich lieb,
Wenn der Sommerwind
Deine Lehren wiegt,
Wenn Nebeltage dich einspinnen,
Und wenn der Sturm dir
Seine wilden Nieder singt.
Aber am tiefsten lieb' ich dich,
Wenn in deine Stille
Der Mond weich-goldenes Licht gießt.
Dann legen sich die Hände ineinander.
Der Alttag verflucht,
Und die Seele wird weich und rein
Wie die Mondstrahlen

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages Berlin, den neu erschienenen „Gedichten“ von Anna Marie Gätcke entnommen.)

Musiker aus anderen Berufen.

Die früheren Berufe berühmter Musiker: Juristen, Philosophen, Mediziner, Kaufleute, Maurer, Fleischer, Kutsher, Dorfschulmeister.

(Nachdruck verboten.)

Selten setzt sich wohl ein Beruf so uneinheitlich zusammen wie der des Musikers. Wie viele, die sich in anderen Berufen, in die sie vielleicht eine liebende Elternhand hineinbugliert hatte, nicht wohl fühlten, andere, deren Talent wieder durch Zufall erst entdeckt wurde, sattelten um, um Musiker zu werden.

Es ist darum wohl nicht ohne Interesse, einmal den „ursprünglichen“ Beruf bekannter Musiker festzustellen. Mit Erstaunen muß man da feststellen, daß hier gerade ein Beruf, der so gut wie gar nichts mit der edlen Musik gemein hat: die Jurisprudenz an erster Stelle steht.

So kamen Tschailowski, der bekannte Lautenspieler Robert Rothe, der Musikgeschichtler Ludwig Nohl, der Kritiker der „Wiener Freien Presse“, der Vater des Komponisten der „Toten Stadt“, Erich Wolfgang Korngold, Julius Korngold u. a. von der Jurisprudenz zur Musik. Heute noch ist der bekannte Wiener Komponist Julius Bittner („Höllisch Gold“, „Kofengärtlein“) als Amtsgerichtsrat tätig.

Auch die bekannten russischen Komponisten Mussorgsky und Serow haben ihr Leben lang im Staatsdienst gestanden. Und der berühmte Cesar Cui war Professor der Festungsbaukunde an der Petersburger Kriegsakademie.

Von der Philosophie kamen drei bekannte Musikgeschichtler, Hermann Albert, bekannt durch seine Vorlesungen an der Leipziger Universität, Hermann Kretschmar, der kürzlich verstorbene Musikhistoriker der Berliner Universität, und der Leipziger Friedrich Brandes. Der bekannte Operettenkomponist Bogumil Zeppler kam von der Medizin. Kaufleute waren Leo Blech, der ehemalige Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper, und Angelo Neumann, der bekannte Theaterdirektor, der für sich den Ruhm in Anspruch nehmen kann, Wagners „Ring des Nibelungen“ zuerst in Berlin aufgeführt zu haben. Vom Handwerk kamen der alte Zelter, der ursprünglich Maurer gewesen war, und Dworzak, der als Kleischer ansetznen hatte.

Genau so verschiedenartig sind auch unsere Bühnenkünstler zusammengewürfelt. Ein bekanntes Kuriosum ist ja der jetzige Theodor Wachtel, „königlich preussischer Kammerjäger“, dessen hohes „d“ im Postillon von Conjeumeau ganz Berlin in Verzückung versetzte. Wachtel war, ehe man ihn entdeckte, wohlbestallter Droschkentuffler Willi Zillen, der jetzige Leipziger Heldentenor, war bekanntlich Kunstschlosser, bevor ihn in Köln Prof. Thiele ausbildete. Zum Schluß sei noch der bekannte Wagnerienor Heinrich Vogl, der sich als Vorkämpfer für Wagner in ganz Deutschland und durch seine Tätigkeit bei den Bayreuther Festspielen Unsterblichkeit erworben hat, erwähnt. Vogl führte, ehe ihn sein Ruhm nach München und Bayreuth brachte, ein beschauliches Dasein als bayerischer Dorfschulmeister.

Heinz Berger.

So erziehen Sie Ihren Mann.

Praktische Winke von Hans Natonek.

Sie möchten gern, meine Gnädige, daß Ihr Gatte Ihnen immer, immer die reine Wahrheit sagt. Befolgen Sie meine kleinen Anweisungen, die ich Ihnen hier gebe, und Sie werden nie, niemals von Ihrem Manne angeschwindelt werden.

Der Grundsatz, nach dem Sie vorgehen müssen, ist: Fragen Sie Ihren Mann aus, so viel Sie nur können, gründlich und nach allen Seiten, kommt er spät nachts aus einer Gesellschaft, in die er Sie nicht mitgenommen hat, sind die folgenden ganz unverfänglich gestellten Fragen, im harmlosen Plauderton vorgebracht, sehr zweckmäßig: „Habt Ihr Wein und Sekt getrunken?“ — „Waren viel hübsche junge Frauen da?“ — „Hast du viel getanzt?“ — „War es amüßig?“ — „War Fräulein P. da?“ — „Sah man viel elegante Toiletten?“

Präzis und lakonisch, wie vor dem Untersuchungsrichter, wird Ihr Gemahl zu Protokoll geben: „Nur Selters und Bier. — Voller alle Tanten. — Nur einen Pflichttanz mit der gräßlichen Frau Professor X. — Grauenhaft langweilig. — Nein. War nicht da.“ — Ausschließlich unmoderne, billige Sachen.“

Sehen Sie, gnädige Frau, so erziehen Sie Ihren Mann zur Wahrheit. Ueberdies wird er immer gesprächiger werden, je mehr Fragen Sie sich ausdenken. Er wird sich schließlich so daran gewöhnen, wahrheitsgemäß zu antworten, daß er bei den harmlosesten Bagatellen automatisch das Gegenteil von dem berichten wird, was sich zugetragen hat.

Und so brauchen Sie, gnädige Frau, seine Antworten nur umzudrehen, und Sie haben die lautere Wahrheit.

Sie möchten gern, meine Gnädige, daß Ihr Mann Ihnen immer treu sei. Ich will Ihnen ein paar unfehlbare Winke geben: Durchsuchen Sie stets sämtliche Taschen Ihres Mannes. Bieleicht werden Sie doch noch mal etwas Verdächtiges finden. Wein Sie nichts finden, dann dürfen Sie beruhigt sein: Ihr Mann ist Ihnen treu. (Uebrigens weiß er, daß Sie die schöne Gewohnheit haben, seine Taschen zu durchsuchen.)

Geben Sie Ihrem Gatten, unter dem harmlos-hausfraulichen Vorwand, es sei um die guten Sachen zu schade, die älteste Garderobe zum Ausgehen. Wenn er nicht protestiert, ist er Ihnen treu (oder er hat eine funkelneue Garnitur, sich von Kopf bis Fuß einzukleiden, in seinem Büro).

Wenn Ihr Mann einen Brief in hundert kleine Stückchen zerreißt, müssen Sie sich sofort darauf stürzen und versuchen, die Papierschnitzel wieder zusammenzustellen. Wenn Sie aus den zusammengelegten Teilen nicht klug werden, dann ist Ihnen Ihr Mann treu. (Ueberdies ist er ein Spatzvogel, der aus purem Vergnügen ein Stück Papier sorgfältig zerrissen hat, um Sie bei diesem mühsamen Zusammenspielen zu beobachten.)

Ueberhaupt müssen Sie sich sehr viele detektivische Fähigkeiten aneignen; darauf kommt es mehr an, als ihn durch andere fraulichen Eigenschaften zu fesseln. Mit Scharfsinn, Ausdauer und Beobachtungsgabe werden Sie gewiß zum gewünschten Ziel kommen. (Und ihn dahin bringen, daß er sich zu einem wahren Ueber-Sherlock Holmes der raffiniertesten Täuschungs-Manöver entwickelt.)

Sie möchten gern, daß Ihr Mann sich daheim wohlfühlt und die Häuslichkeit liebt. Befolgen Sie meinen Rat, und er wird die Stunde nicht erwarten können, nach Hause zu eilen.

Raum, daß er seinen Mantel abgelegt hat, erfreuen Sie ihn durch einen Redeschwall häuslicher Neuigkeiten: daß die Wäschefrau die Wäsche nicht ordentlich gebrüht hat, daß das Dienstmädchen frech war, die Aufwartefrau Lohnzulage verlangt, Bubsi sich furchtbar geschnitten und Mädi sich eine joo große Beule geschlagen hat. Legen Sie ihm alle wirtschaftlichen Details vor, damit er einen Einblick in Ihr Schaffen und Respekt davor bekommt. Am besten, Sie lassen ihn praktisch am Großreinemachen teilnehmen, denn bevor ein Mann das nicht am eigenen Leib verspürt hat, nimmt er diese Dinge nur zu gern auf die leichte Achsel. Wenn ein Mann, nach Hause kommend, seine Frau in voller Tätigkeit findet, oben auf einer Leiter, Gardinen aufsteckend oder herunterholend, den Teppich zusammengerollt, die Stühle übereinandergestellt und auf den Tisch gekippt, wie im Rassehaus nach Polizeistunde, dann wird schon diese Gedankenverbindung genügen, den Wunsch, ins Gasthaus zu gehen, im Reime zu ersticken.

Allerlei Wissen.

Grashof-Denkünze für 1927. Die höchste Auszeichnung, welche der Verein Deutscher Ingenieure zu vergeben hat, die Grashof-Denkünze, ist dem Professor Hugo Junkers verliehen worden.

Der Ruhm der Nachwelt. In diesen Tagen wurde ein Manuskript Edgar Allan Poes von einem Amerikaner für 10 000 englische Pfund gekauft. Poe selbst erhielt seinerzeit für das Manuskript nicht ganz zwei englische Pfund und schrieb auch seine anderen Erzählungen in bitterster Armut.

Der letzte Träger des Namens Beethoven. In Antnupfung an die Beethovenfeiern, die in Wien stattfanden, erinnern Wiener Blätter an den letzten Träger des Namens Beethoven. Es war dies Carl Maria Julius Beethoven, dessen Großvater Carl van Beethoven ein Bruder des berühmten Komponisten war. Der letzte Träger dieses Namens war ein etwas beschränkter Mann. Er machte den Weltkrieg als österreichisch-ungarischer Infanterist mit; gegen Ende des Krieges wurde er mit erstorbenen Händen und Füßen und einer schweren inneren Krankheit aus dem Schützengraben nach Wien gebracht, wo er monatelang im Hospital lag. Im Jahre 1922 starb er, arm und unerkannt als der letzte Träger des so berühmten Namens.

Aus aller Welt.

Der Baum des Lebens. Ein koreanischer Buddha-Priester, so schreibt die englische Zeitung „Daily Herald“, behauptet, das Geheimnis der Lebensverlängerung zu kennen. Er habe das Rezept für die ewige Jugend in einem alten Manuskript entdeckt, worin es sogar heißt, daß Menschen in früheren Zeiten auf diese Weise sogar über 500 Jahre alt wurden. Die Lebensverlängerungskost besteht aus Kuchen, die aus der Rinde einer gewissen Baumart bereitet werden. Zugleich empfiehlt der Priester, daß der Mensch viel Wasser trinke, auch am Tage zwei Stunden schläft und jeden Tag regelmäßig massiert wird. Es ist bedauerlich, daß die Veröffentlichung des englischen Blattes den Namen der Baumart nicht angibt, denn offenbar ist die Methode angenehmer, als wenn man sich bei Steinach in Wien einer Operation unterziehen muß.

Die Heimat des Kirschbaumes. Nun werden auch bei uns die Kirschen bald reif sein, und da ist es ganz interessant festzustellen, daß dieser Fruchtbaum ebenso wie viele andere guten Sachen aus Asien nach Europa kam. Der bekannte römische Feldherr und Feinschmecker Lucullus, dessen Nachtigallenzungenpasteten ja in der Küchengeschichte der Welt berühmt wurden, brachte etwa 70 vor Christi den Kirschbaum aus Kleinasien nach Italien. Der Baum erhielt dann seinen Namen nach der Stadt Carajus, woher man ihn geholt hatte. Etwa 200 Jahre später findet man auch schon Kirschbäume in Gallien. Von dort kamen sie noch zur Zeit der Römer an den Rhein. Heute sind die Kirschen der oberrheinischen Tiefebene durch ihr wunderbares Aroma überall berühmt geworden. Lucullus trank gerne gute Weine bei seinen Gelagen, ob er aber schon den aus Kirschfernsaft hergestellten „Schwarzwälder Kirsch“ kannte, ist uns nicht überliefert worden.

Fröhliche Ecke.

Automobilitäten. Das Auto war ein Trümmerhaufen. Der Chauffeur lag unter dem Trümmerhaufen. Der Gendarm näherte sich dem Trümmerhaufen und sagte: „He, Sie Männchen, kommen Sie man da runter vor, det hilft nu allens nicht, ia muß Ihre Personalien feststellen!“

Die Augen des Autofahrers starrten auf den Weg, den er in rasender Geschwindigkeit dahinjagte. Seine Frau, die hinter ihm saß, versuchte wiederholt, ihm etwas zuzurufen, aber er hörte nichts, und nach mehreren vergeblichen Anläufen gab sie es schließlich auf. Endlich erreichten sie eine Stadt, und der Wagen hielt vor einem großen Hotel. Der Mann sprang eilig vom Wagen. „Wir haben nicht lange gebraucht“, sagte er. „Wo hast du es liegen lassen?“ „O Karl!“ fing sie an. „Der Wirt kam. „Meine Frau hat hier heute morgen einen Hundertmarkschein liegen lassen“, begann er — — „O Karl“, fing sie wieder an, „ich habe dir auf der ganzen Fahrt zugerufen, daß ich den Schein in meiner Handtasche wiedergesunden habe.“ „Mein Gott“, fluchte er, „und ich habe beinahe unser Leben riskiert mit der tollen Fahrt. Hastest du es denn nicht deutlicher machen können, mir den Schein unter die Nase halten, oder so?“ „Ich habe es ja versucht“, schluchzte sie, „aber der Wind hat ihn doch davon-geblasen.“ („Jugend“)

Nicht nötig. Als Meyer den Laden verließ, sah ein Junge in seinem Auto und hupte. „Verdammtter Bengel!“ schrie Meyer, „ich werde dich lehren, an meinem Auto zu hupen!“ „Danke, das kann ich von allein“, sagte der Junge.

Verantwortlich: Hauptkrisikleiter Robert Styra, Pognan.